

Arche Noah aus Stein

Text: Dirk Liesemer

Die rheinland-pfälzische Landesregierung will in der Eifel deutlich mehr Lava und Basalt abbauen als bisher. Landschaftsschützer und Tourismus-Manager laufen Sturm – sie befürchten, dass Vulkankegel verschwinden und die Region ihren Reiz verliert. Doch Forscher sind sich einig: Die ungeliebten Steinbrüche sind zugleich wertvolle Lebensräume für seltene Arten. Ein Dilemma? Nur auf den ersten Blick.

Also dann, den zwanzig Meter hohen Geröllhang hinunter! Während am anderen Ende des Steinbruchs ein Bagger Kies schaufelt, lehnt sich Stefan Brücher zurück und seilt sich langsam in eine Lavagrube ab. Kein leichtes Unterfangen. In der Nacht hat es gehagelt, Eiskörner liegen in den Mulden. Auf halbem Weg stoppt Brücher. Genau dort, wo in einer Felskante zwei Uhu-Küken in ihrem Nest sitzen.

Ihre Federn sind noch flauschig, etwa drei Wochen alt werden sie sein, schätzt Brücher. Dennoch sind sie bereits dreißig Zentimeter hoch, mit Füßen, groß wie Kinderhände und Krallen, spitz wie Angelhaken. Ihre Iris ist golden und seltsam schön, mit einer tiefblauen Pupille in der Mitte. Sie können noch nicht fliehen, fauchen kurz, bevor Stefan Brücher sie packt, in seinen Rucksack steckt und zum Grubenrand zurückkehrt.

Wir sind in einer Basaltgrube bei Mayen, etwa vierzig Kilometer westlich von Koblenz. Stefan Brücher legt jedem der beiden kleinen Uhus in aller Ruhe einen Ring mit Identifikations-Nummer um einen Fuß. Die Markierung wird dem Uhu-Experten später dabei helfen, Todesursachen von Uhus besser zu verstehen: Sind Windkraftanlagen mit ihren riesigen Rotorblättern tatsächlich keine Gefahr für die Tiere? Noch heißt es, Uhus flögen nicht hoch genug, um getroffen werden zu können. Stefan Brücher bezweifelt das: „Uhus fliegen nachts. Woher wollen wir wissen, wie hoch genau?“ Er hat bereits einen toten Uhu mit eindeutigen Verletzungen auf dem Boden unterhalb eines Windrads gefunden. Seine Erkenntnisse könnten die Entscheidung über künftige Standorte für die Turbinen beeinflussen.

Uhus stehen in Deutschland unter Schutz. Es ist auch Stefan Brüchers Verdienst, dass es diese Raubvögel überhaupt noch in freier Wildbahn gibt. Vor vierzig Jahren waren Uhus hierzulande fast ausgestorben, von Strommasten, Stacheldrähten und Jägern zur Strecke gebracht. 1978 setzten dann Aktivisten der „Aktion zur Wiedereinbürgerung des Uhus“ in der Eifel das erste Uhupaar aus. Stefan Brücher schloss sich, damals noch ein Teenager, den Eulenfreunden an. Seither sucht er das Gespräch mit Steinbruchbetreibern, etwa wenn die Bagger den Nistplätzen zu nahe kommen. Notfalls sucht er einen neuen Platz für die Nester. Hunderte geeigneter Standorte hat er in der Eifel ausgemacht, die meisten davon in Steinbrüchen. Dort haben Uhus hervorragende Lebensbedingungen: „In den Böschungen am Rande der Gruben und Brüche gibt es viele Kaninchen, die Hauptnahrung der Uhus. Und ihr schlimmster Feind, das Wildschwein, kommt nicht an die Nester in Steilhanglage heran.“

So ist in Deutschland ausgerechnet ein Landstrich zum liebsten Habitat des Uhus geworden, in den der Abbau von Lava, Basalt und Bimsstein tiefe Wunden gerissen hat. Eine überraschende Symbiose von Mensch und Tier: Die Arbeiter in den Gruben der Ost-Eifel haben „ihre“ Uhus längst ins Herz geschlossen; manchmal kaufen sie sogar in Zoohandlungen tiefgefrorene Ratten und legen sie in die Nähe eines Uhu-Nests aus. Hier, in der Ost-Eifel, gehört so etwas schon längst zur Normalität.

Nur 15 Kilometer weiter westlich beginnt die Vulkaneifel. Dort ist die Situation eine ganz andere. Zwar haben die Menschen nichts gegen die Uhus, aber sie fürchten den Ruin ihrer Landschaft durch den Tagebau, der weithin sichtbare Spuren hinterlässt.

Dutzende tiefblauer Kraterseen und 680 Vulkanberge prägen die Vulkaneifel im Landkreis Daun. Die Gegend ist das größte Lavafeld Westeuropas, ihr Rohstoffreichtum Fluch und Segen zugleich. Lava eignet sich hervorragend für den Unterbau von Straßen; Basalt – Gestein aus ehemaligen Magmasäulen im Vulkaninnern – als Schotter für Schienenwege; der poröse Bimsstein wird im Gartenbau als Zierstein und in der Textilindustrie für die Herstellung von stonewashed Jeans verwendet.

Das Landesamt für Geologie und Bergbau in Rheinland-Pfalz prüft derzeit die Ausweitung der Abbaugelände für Basalt, Bims und Lava von heute 500 Hektar auf künftig rund 2000 Hektar – eine Fläche, die 2800 Fußballfeldern entspricht. Für die Rohstofffirmen, deren Brüche in der Ost-Eifel erschöpft sind, wäre das ein gutes Geschäft, und die Gemeinden würden von den damit verbundenen Pachteinnahmen profitieren. Landschaftsschützer und die Tourismus-Branche befürchten indes, dass durch den Abbau drei Dutzend Vulkankegel verschwinden könnten und die Vulkaneifel ihren einmaligen Reiz verliert. „Eine Grubeneifel nehmen wir nicht hin“, sagt Hartmut Schmidt von der Interessengemeinschaft Eifelvulkane. Auch Naturschutzverbände wie BUND und NABU haben sich dem Protest angeschlossen. Die Fronten scheinen also klar gezogen.

Doch für Verwirrung sorgt das Thema Artenschutz. Ausgerechnet die Rohstofffirmen berufen sich auf dieses Urthema der Umweltbewegung. Johannes Netz, Chef der Mayko Natursteinwerke in Mayen, sieht in der großen Artenvielfalt von Lavagruben und Basaltbrüchen „ideale Biotope aus zweiter Hand“. Die Initiative „Natursteine Vulkaneifel“, ein Verbund mittelständischer Unternehmen, weist in einer Broschüre auf den Artenschutz durch Steinbrüche hin. Darin ist der Uhu als prominentestes Beispiel aufgeführt.

Die Befunde von Biologen und Naturschützern geben den Steinbruchbesitzern in diesem Punkt durchaus Recht. „In den Steinbrüchen der Eifel haben bedrohte Arten eine Arche Noah gefunden“, sagt Diplombiologe Jörg Hilgers, der unabhängige Gutachten für Umweltbehörden und Naturschutzverbände, aber auch für Steinbruchbesitzer erstellt. Durch Bebauung und moderne Landwirtschaft sind Abbruchkanten in Flussauen und Trockenwiesen verloren gegangen, in denen sich sogenannte „Pionierarten“ besonders wohlfühlen: Pflanzen- und Tierarten, die auf die Besiedelung jungfräulicher „Offen- und Flusslandschaften“ mit ständig wechselnden Lebensbedingungen spezialisiert sind. Auf dem felsigen Untergrund der Steinbrüche, den Geröllhalden und in den Pfützen finden sie nun eine Alternative.

Mauerpfeffer, Königskerzen und Natternkopf haben die rauen Lavaböden erobert. Mauereidechsen und Blindschleichen wärmen sich auf dem dunklen Gestein. Auch Dorngrasmücken

siedeln sich an und verspeisen Insekten und Spinnen, und in den großen Pfützen tummeln sich bedrohte Amphibien: Geburtshelferkröten und die noch selteneren Kreuzkröten, die sich schon jetzt fast nur in diesen, vom Menschen geschaffenen Biotopen finden lassen.

„80 Prozent der Bienen- und Wespenarten in der Region kommen in Steinbrüchen vor“, sagt Klaus Cölln. Sein ganzes Berufsleben als Zoologe hat er diesen Insekten gewidmet, 47 Jahre, an der Universität Köln und in den Steinbrüchen, Lava- und Kiesgruben der Eifel. „Einige Arten mauern ihre Nester aus feinkörnigem Lava- und Bimsstein oder graben ihre Nestgänge in den Tuff hinein“, erklärt der Experte. Allein in einer Steilwand der Tuffgrube Rother Heck Süd bei Gerolstein leben schätzungsweise 5000 Exemplare der Gemeinen Seidenbiene, *Colletes daviesanus* – das einzige Vorkommen dieser Art weit und breit. In den Spalten und Poren einzelner Lavaschichten finden die Tiere ausreichend Nistplätze. Außerdem heizt sich das Gestein bei Sonneneinstrahlung schnell auf – optimale Bedingungen für die Brut.

Eine Insektenart, die bislang völlig unbekannt war, hat Klaus Cölln in Gönnersdorf, einer kleinen Gemeinde gut 30 Kilometer nordwestlich von Koblenz, entdeckt – ein seltenes Glück für einen Zoologen: *Eurodytes goennersdorfensis*, eine Augenfliege mit über großen, kugelförmigen Facettenaugen, benannt nach dem Ort ihrer Entdeckung. „Heute ziehen die Gönnersdorfer ihre Nachbarn in Lissendorf damit auf, dass die keine eigene Fliegenart haben“, freut sich Cölln.

Einige stillgelegte Steinbrüche stehen mittlerweile unter Naturschutz. Denn sie dienen gefährdeten Arten als Lebensraum. Das Auffüllen solcher Gruben mit Aushub oder Bauschutt ist in diesem Fall ebenso tabu wie eine sogenannte Rekultivierung. Lange Zeit wurde nach dem Grundsatz verfahren: Wo ein Fichtenwald von einem Steinbruch verdrängt wurde, muss wieder ein Fichtenwald gepflanzt werden, sobald die Abbrucharbeiten beendet sind. So legte man das Bundesberggesetz aus. Heute ist dagegen der enorme ökologische Wert von sich selbst überlassenen Steinbrüchen nicht nur unter Naturschützern anerkannt.

Auch Hans-Peter Felten hatte ursprünglich erwogen, sich auf den Artenschutz als Argument gegen die Zerstörung des Landschaftsbildes zu berufen. Felten ist Gründungsmitglied

des NABU in der Stadt Daun, im Landkreis Vulkaneifel. Jahrelang war er Vorsitzender der Umweltorganisation im Ort. Eine Gelbbauchunke beispielsweise, eine Kreuzkröte oder eine Mopsfledermaus, alle auf der Roten Liste für bedrohte Arten aufgeführt, wären ein scharfes Geschütz im Kampf um das Landschaftsbild. Doch Hans-Peter Felten und seine Mitstreiter mussten passen: „Vulkanberge weisen in der Regel keine besondere Flora und Fauna auf“, räumten sie ein. Der Artenschutz half ihnen in diesem Fall nicht weiter.

Dass umgekehrt seltene Arten vom Gesteinsabbau sogar profitieren, gibt Naturschützer Felten unumwunden zu. Dennoch ist er überzeugt, dass die Artenvielfalt kein Argument für das weitere „Schlachten vulkanischer Zeugnisse“ in der Vulkaneifel sein darf. Der NABU Daun und fünf weitere Naturschutzverbände erstellten gemeinsam mit der zuständigen Umweltbehörde eine „Konflikttabelle“, die zwischen Gebieten unterscheidet, in denen Tagebau ohne hässliche Folgen für das Landschaftsbild betrieben werden kann, und Gebieten mit landschaftsprägenden Vulkanen, die auf keinen Fall als „Rohstoffvorrangfläche“ ausgewiesen werden sollten. „In den bisherigen Plänen des Landesamtes für Geologie und Bergbau wird diese Unterscheidung nicht getroffen. Wir verstehen die Konflikttabelle als Entscheidungshilfe“, sagt Felten.

Auch Bienenforscher Cölln, der sich über jede seltene Insektenart freut, sieht keinen Bedarf an neuen Steinbrüchen zugunsten des Artenschutzes: „Es gibt bereits sehr viele Brüche in der Eifel. Der vorhandene Lebensraum muss nur an manchen Stellen gestaltet werden“, sagt er. In seiner Sprache heißt das „Nature building“. Ein Bagger kann dabei helfen: Die meisten Wildbienenarten mögen Wärme und damit Südlagen. Ist der Steilhang eines Bruchs gen Osten exponiert, schafft der Bagger mit wenigen Schaufelschwüngen neuen Lebensraum. Problemlos lässt sich mit dem schweren Gerät auch die Grasnarbe öffnen, um so Felsboden freizulegen. Dort sammelt sich Regenwasser in Pfützen, die zu wichtigen Laichplätzen für vielerlei Amphibien werden.

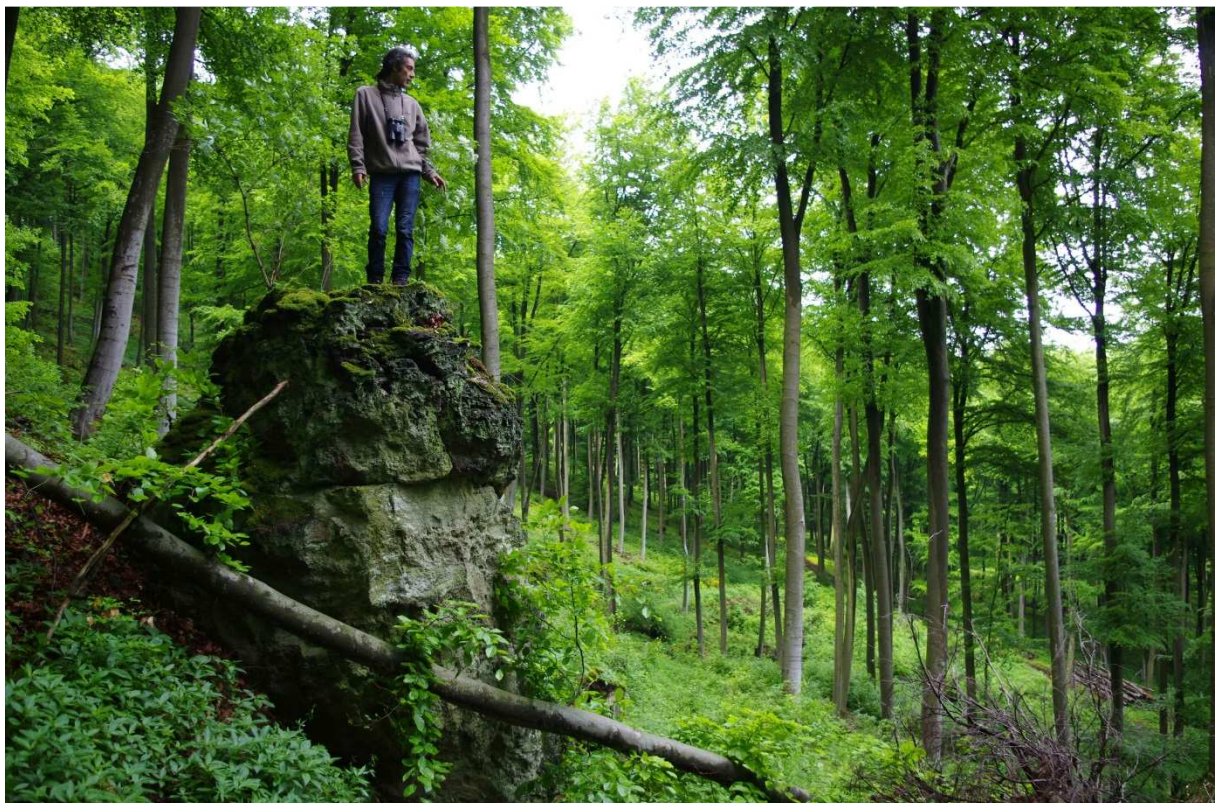
Ähnlich effektiv seien Motocross-Rennen, behauptet Zoologe Cölln. Denn auch dabei werde die Grasnarbe aufgerissen, und der Lärm sei für viele Tierarten weniger störend als angenommen. „Die Eintrittsgelder für das Rennen ließen sich in den Naturschutz investieren“, schlägt der Experte vor. Der Vorschlag

mag irritieren, bietet aber die Lösung für ein Problem: Bleibt ein stillgelegter Steinbruch der Natur überlassen, kommen schnell die ersten Vögel und schleppen Samen von Pionierpflanzen ein, die sich mit dem mageren Boden zufrieden geben. Der Artenreichtum nimmt zu. Ungefähr eine Dekade lang ist der Steinbruch als Lebensraum für gefährdete Arten extrem wertvoll. Doch dann bereitet die Verwesung der Pionierpflanzen den Nährboden für Pflanzen mit größerem Anspruch und entsprechend üppigerem Wuchs wie zum Beispiel der Brennnessel. Sie verdrängen die Pionierpflanzen und alle Tierarten, die von ihnen leben. Verschwindet zum Beispiel der Natterkopf mit seinen üppigen blauen Blüten, sind auch einige Wildbienenarten bedroht. Der Steinbruch verbuscht, verwaldet, der Artenreichtum nimmt wieder ab. Bagger und Motocross-Rennen könnten den Prozess aufhalten.

Selbst für die Uhus reichen die vorhandenen Gruben in der Osteifel auf absehbare Zeit. „In der Vulkaneifel gibt es zwar Uhus, aber das ungünstigere Klima verhindert eine größere Population“, sagt Stefan Brücher. Denn über der Westeifel regne es häufig, was den Kaninchen nicht bekomme. Und damit fehle den Uhus ihre liebste Nahrung. „Daran würden auch mehr Steinbrüche nichts ändern“, erklärt Experte Brücher. Es obliegt nun der Landesregierung, das Ausmaß des zukünftigen Abbaus festzulegen. „Ich konzentriere mich darauf, die Bruchbesitzer für die Uhus zu begeistern“, sagt Brücher. Dann steigt er in seinen Land Rover und fährt nach Hause. Bis zum nächsten Einsatz.



Überraschungsbesuch: Uhu-Experte Stefan Brücher holt die Uhu-Jungen nur kurz aus ihrer Kinderstube. Steinbrüche haben Uhus in der Eifel das Überleben gesichert.



Stefan Brücher hat viel zu gucken: Uhus sind in der Eifel längst wieder heimisch geworden.



Hunderte geeigneter Uhu-Standorte hat Stefan Brücher in der Eifel ausgemacht, die meisten davon in Steinbrüchen



Der Autor des Textes und der Fotos: Dirk Liesemer. Die Begegnung mit einem gerade einmal drei Wochen jungen Uhu wird unser Autor nicht vergessen. Das Küken war so schwach, dass es in eine Tierklinik gebracht werden musste.